Der unromantische Frieden

Der Flur riecht nach kaltem Wachs und nasser Wolle. Die Mäntel an den Haken wirken wie ein zweiter Windfang gegen den November. Irgendwo rattert ein Wasserkocher, irgendwo blinkt ein Telefon – dann kippt das Licht weg, so beiläufig, als hätte es einfach die Geduld verloren. Genau in

diesem kurzen Dunkel zwischen zwei Schaltern passt der ganze Satz hinein: Dieser Krieg muss enden. Nicht heroisch, nicht erhoben, sondern schlicht, weil er sonst alles auffrisst, was noch Zukunft heißen könnte.

Ende November saßen Hunderttausende Ukrainer wieder einmal im Dunkeln, nach nur einer Angriffswelle. Das Stromnetz ist längst kein

technisches System mehr,
sondern ein gehetztes Tier.
Die Menschen messen ihr
Leben nicht in Tagen,
sondern in Stunden Wärme.

Die zivilen Opferzahlen
trudeln Monat um Monat im
selben Takt: Tote, Verletzte,
verstümmelte Familien. Kein
Höhepunkt, keine Dramatik –
nur das stetige Tropfen, das
eine Gesellschaft aushöhlt
wie Kalkstein.

Und dann die Front, der Ort, an dem Zahlen zu Körpern werden.

Auf russischer Seite: weit über hunderttausend Gefallene, Namen, Fotos, Grabsteine, mit stoischer Genauigkeit gesammelt von unabhängigen Projekten. Hinter diesen Listen stehen Gesamtschätzungen von über einer Million Toten und Verwundeten – eine industrielle Verlustrate, die

ganze Regionen leer macht.

Auf ukrainischer Seite: Zehntausende Gefallene, Hunderttausende Verletzte. Eltern, Handwerker, Lehrer – viele über vierzig –, Menschen, die eigentlich Rückgrat einer Gesellschaft sein sollten, nicht ihr Brennstoff. Das Mobilisierungsalter wurde gesenkt, doch die Reihen bestehen immer noch aus Männern, die eigentlich

längst mittendrin im Leben stehen müssten.

Arithmetik ist gnadenlos. Sie hat keinen Sinn für Pathos. Sie kennt nur Linien, die nach unten zeigen.

Und weil dieser Krieg nicht im luftleeren Raum begonnen hat, gehört auch die Erinnerung an den 20. Jahrhundert-Schutt in dieses Bild. Man muss kein Putin-Versteher sein, um zu

begreifen, dass russische Politik in einem Hof von Leningrad geboren wurde – in einer Stadt, die mehr als eine Million Menschen an Hunger, Kälte und Artillerie verlor. Die Sowjetunion gab Millionen ab, als Einsatz für den europäischen Frieden, aus dem sie selbst lange ausgeschlossen blieb. Aus solchen Verwundungen entstehen Sicherheitsreflexe, die nicht verschwinden, nur weil andere sie für

übertrieben halten. Verstehen heißt nicht billigen – aber es macht die Landkarte klarer.

Dieses historische Echo kollidierte dann mit der Moderne: München 2007, Moskau spricht von Einkreisung; Bukarest 2008, die NATO verspricht Kiew und Tiflis eine Zukunft als Mitglieder. Für die einen ist das Schutz, für die anderen Alarm. Die Wahrheit liegt nicht in der Mitte, sie ist auf

zwei gegenüberliegenden Seiten geschrieben: Staaten wählen selbst, was sie sein wollen – doch wer die Angst der anderen ignoriert, riskiert Explosionen. Und trotzdem bleibt der Kern: Grenzen werden nicht durch Raketen neu geschrieben.

Der ukrainische Staat kämpft, und er erodiert. Das Kriegsrecht verlängert sich wie ein Schatten. Wahlen liegen auf Eis. Der große

Fernsehverbund, einst zur nationalen Einigkeit gedacht, wirkt zunehmend wie ein Informationsfilter. Die Mobilisierung reicht tiefer, weiter. Und mitten darin Korruptionsskandale, die selbst im Ausnahmezustand nicht verstummen: hunderte Millionen im Energiesektor, verfaulte Beschaffungen, Vetternwirtschaft. Das alles muss man sehen, ohne die Verteidigung des Landes zu diskreditieren. Aber man

muss es sehen.

Europa bezahlt mit – und zwar nicht symbolisch. Fünfzig Milliarden Euro allein im europäischen Hilfsrahmen der kommenden Jahre. Dazu Waffen, Ausbildung, Wiederaufbaugelder. Unterstützung, ja – aber auch Hebel. Geld darf nur mit Bedingungen fließen, und diese Bedingungen müssen hart sein. Solidarität heißt nicht Sorglosigkeit.

Wie also könnte ein unromantischer Frieden aussehen?

Nicht als großes Abkommen, das Geschichte heilt, sondern als ein Bündel aus Sicherungen. Ein überprüfter Waffenstillstand, der das Töten sofort stoppt. Klare Schutzzonen für Energie, Wasser, Krankenhäuser – verbunden mit automatischen

Konsequenzen bei Verstößen. Gefangenenaustausch und Identifikation der Toten als kontinuierliche Pflicht, nicht als mediales Ereignis. Notstandsbefugnisse mit festen Ablaufdaten. Hilfsgelder nur bei bestandenen Prüfungen. Sicherheitsgarantien, die Verletzungen teuer machen, ohne so zu tun, als wären alle Grenzfragen gelöst.

Das ist keine Vision. Es ist

Verwaltung des Überlebens. Die kühle Kunst der Rettung, damit später überhaupt etwas zum Heilen bleibt.

Das Gegenargument – dass nur ein vollständiger Sieg würdig sei – klingt klar, fast majestätisch. Aber die Front liest keine Rhetorik. Sie liest Körper. Sie liest fehlende Geburten, verlassene Städte, kaputte Leitungen. Es ist Zeit zu atmen, bevor man wieder sprechen will.

Und wenn der Preis für diesen Waffenstillstand am Ende darin besteht, einem Mann, den viele nicht mögen, den Bauch zu streicheln – gut, dann soll er eben seinen Glanz haben. Wenn Donald Trump einen echten Frieden vermittelt, soll er seinen Nobelpreis bekommen. Sollen die Norweger sich um die Optik kümmern. Wenn ein großes Ego weniger Gräber bedeutet, ist das Geschäft

gut.

Beendet diesen Krieg. Selbst wenn es schmerzt. Beendet ihn mit Regeln, die halten, nicht mit Wünschen, die verfliegen. Beendet ihn, damit Kinder den Winter später an Schnee erinnern – nicht an das Geräusch, mit dem ein Generator stirbt.